

Ein geniales Design der Natur – Neurobiologie und Aufstellungsarbeit

Freda Eidmann und Gerald Hüther

Der nun folgende Text ist die Zusammenfassung eines Austausches zwischen den beiden Autoren. Er wurde initiiert durch die Frage der Aufstellerin an den Neurobiologen nach möglichen Erklärungsmodellen für Aufstellungsarbeit. Im Wechsel gegenseitiger Information über das jeweils eigene Fachgebiet und mit der Bereitschaft zur Distanzierung von vertrauten Vorannahmen entstand eine Annäherung, die die Entwicklung nachstehender Hypothesen ermöglichte. Der Natur eines solchen Austauschs gemäß haben die Aussagen eher forschenden als festlegenden Charakter. Bei den entwickelten Konzepten handelt es sich um die Betrachtung aus einem naturwissenschaftlichen Verständnis heraus – eine bereichernde Erweiterung bestehender Erklärungsmodelle, jedoch ohne den Anspruch, die Gesamtheit der Aufstellungsphänomene erfassen zu können. In einer Art Übersetzungsprozess werden im Wechsel hirneurophysiologische Prozesse mit Aufstellungsphänomenen in Verbindung gesetzt. Dabei liegt der Fokus auf der psychotherapeutischen Anwendung von Aufstellungen.

Zusammenfassung/Summary:

Frühe Wachstumsprozesse des menschlichen Gehirns strukturieren sich über emotionale Stimulation durch Bezugspersonen. Die Spannung zwischen den widersprüchlichen Bedürfnissen einerseits nach Bindung und andererseits

nach Wachstum und Autonomie erscheint dabei als mächtigste, lebenslang wirksame Triebfeder für die Entwicklung von Kreativität und damit verbundener neuer neuronaler Strukturen. Intrauterine Körpererfahrungen und frühe, positiv erlebte Beziehungserfahrungen bilden eine neuronal verankerte *räumliche Matrix*, auf deren Grundlage Lösungspotenzial in räumlichen Konstellationen – wie denen in Aufstellungen – durch spätere Schichten sozialisierten Verhaltens hindurch wiedererkannt werden kann. Mit dem Konzept der *somatischen Marker* werden konstellationsabhängige emotional-körperliche Wahrnehmungen und damit verbundene Körpersymptome erklärt. Implikationen für Anwendung von und Ausbildung in Aufstellungsarbeit werden dargestellt.

Ein entwicklungsneurobiologisches Modell zur Funktionsweise von Raumorientierung in Systemkonstellationen – Das Konzept der intuitiven Basismatrix

Voraussetzung für menschliche Entwicklung ist die Interaktion in Beziehungen. Das menschliche Gehirn ist darauf vorbereitet, in einem zirkulären Prozess Beziehungserfahrungen zu machen, die dazu führen, Beziehungskompetenzen zu entwickeln, also Qualität und Gestalt von Beziehungen zu erkennen und sie mitzugestalten. Beim Erwerb

impliziten Wissens, wie Menschen zueinander „arrangiert“ sein sollten, um sich wohlzufühlen, spielen frühe Erfahrungen eine entscheidende Rolle. Sie werden als physiologische Grundstrukturen in Form neuronaler Vernetzungen im Gehirn verankert. Eigene Lernprozesse werden ganz wesentlich durch die Spannung zwischen zwei einander widersprechenden Bedürfnissen aktiviert: dem nach Sicherheit und Geborgenheit, also nach Bindung, sowie dem nach Wachstum und damit einhergehend nach Autonomie. Neuere Ergebnisse der Hirnforschung führen zu der Hypothese, dass die Auseinandersetzung mit dieser Grundspannung und die Erschaffung von damit verbundenen Lösungen der zentrale Stimulus für die Entwicklung des kindlichen Gehirns und die Entfaltung kindlicher Kreativität sind:

Bereits vorgeburtlich macht jeder Mensch zwei entscheidende Grunderfahrungen, die als impliziertes Wissen in seinem Gehirn verankert werden. Das ist einerseits die Erfahrung eigenen Wachstums und andererseits die Erfahrung engster Verbundenheit mit einem anderen Menschen, der Mutter. Aus diesen beiden Grunderfahrungen erwachsen die beiden Erwartungshaltungen, die jedes Kind bei seiner Geburt als psychische Grundbedürfnisse mit auf die Welt bringt: das Bedürfnis nach Verbundenheit (Bindungsbedürfnis, repräsentiert durch das sogenannte „Bindungssystem“ im Gehirn) und das Bedürfnis nach Wachstum und Potenzialentfaltung (Autonomiebedürfnis, repräsentiert durch das sogenannte „Neugiersystem“ im Gehirn).

Die Situation des Fötus im Mutterleib vermittelt diesem allein schon durch seine physiologischen Gegebenheiten die Kenntnis davon, wie es sich anfühlt, wenn zwischen dem Bedürfnis nach Bindung und dem nach Wachstum und Autonomie ein ausgewogenes Fließgleichgewicht herrscht – denn sie birgt beides: Im Mutterleib kann der Fötus körperlich gar nicht anders, als gebunden zu sein, gleichzeitig kann er aber auch nicht anders, als zu wachsen.

Diese frühe, bereits vorgeburtlich gemachte Erfahrung der Vereinbarkeit von Wachstum und Bindung wird zu einer Basismatrix, anhand deren sich auch die spätere, nachgeburtliche Reifung im Sinne eines selbstreferenziellen Entwicklungsprozesses vollzieht. Unter glücklichen Umständen wird die vorgeburtliche Erfahrung der Vereinbarkeit von Bindungs- und Wachstums- (Autonomie-)bedürfnis auch nach der Geburt zumindest eine Zeit lang bestätigt. Aber selbst unter ungünstigen Sozialisationsbedingungen bleibt das Bedürfnis nach einem ungestörten Fließgleichgewicht als Sehnsucht erhalten und stabilisiert auf diese Weise die früh geformte implizierte Basismatrix. Ihre erfahrungsbedingte neuronale Verankerung kann als eine Art gesunder, heiler Persönlichkeitskern verstanden werden, der Menschen zeitlebens dazu befähigt, unter bestimmten Umständen – zum Beispiel außerhalb der Reichweite sozial erlernter Konventionen – wiederzuerkennen, wie es sich körperlich anfühlt, wenn etwas „richtig“ ist, also der Status der Ausgewogenheit zwischen Bindung und Autonomie/Wachstum vorhanden ist. (Vgl. auch den Begriff des „Kontinuums“ bei Jean Liedloff.)

Betrachtet man die neurophysiologischen Bedingungen der intrauterinen Situation, dann ist es naheliegend, dass der Zugang zu dieser grundlegenden Erfahrung vornehmlich über die Körperwahrnehmung gelingen kann – denn das Gehirn entwickelt sich erst wesentlich später so, dass ein „psychischer Apparat“ beziehungsweise die innerpsychische Struktur entsteht und damit die Voraussetzung für Sprache und bildhafte, bewusste Erinnerung möglich wird. Da die Lösungs-Grunderfahrung in der entsprechenden Entwicklungsphase physiologisch determiniert ist, findet sie einen entsprechenden Niederschlag in den sich entwickelnden Gehirnstrukturen. Da Körpergeschehen immer auch räumliches, dreidimensionales Geschehen ist, hinterlassen diese Erfahrungen des ausgewogenen Fließgleichgewichts von Bindung und Autonomie/Wachstum neuronale Verschaltungen, die wie eine *intuitive Basismatrix* wirken und sich zum Beispiel in einer unbewussten Vorstellung von „optimalen“ Beziehungen manifestieren.

Die Arbeit mit Aufstellungen erscheint wie die Erschließung und Nutzung der räumlichen Dimension der genannten pränatalen und frühkindlichen Erfahrung. Orientierungsphänomene in der repräsentierenden Wahrnehmung der Stellvertreter können mit dem Konzept der räumlichen Basismatrix erklärt werden:

Begibt sich ein Mensch in eine Situation, in der er außerhalb der Regeln und Dynamiken des eigenen Bezugssystems steht, so verlieren diese an Einfluss. Die Stellvertretung in einer Aufstellung stellt eine solche Situation dar, die es dem Stellvertreter erlaubt, in dem „fremden“ System (relativ) unabhängig von der Einflussosphäre des eigenen Systems und damit (relativ) frei von familiär oder außerfamiliär sozialisierten Tabus wahrzunehmen und zu handeln.

Dadurch ist ein spontaner und von der inhaltlichen Bewertung der gegenwärtigen Situation relativ unabhängiger Zugriff zu den tief liegenden früh gelernten Erfahrungen, eben dieser intuitiven Matrix, möglich. Das geschieht entsprechend dem Modus der früheren Verankerung des „richtigen“ Zustandes körperlich-räumlich. Jeder Mensch kann also, immer dann, wenn die Dominanz seiner sozialisierten Wahrnehmungseinschränkungen vorübergehend außer Kraft gesetzt wird, die Struktur einer „richtigen“ Situation auf der dreidimensionalen Ebene, als Metapher im Raum, erkennen und von einer weniger „richtigen“ unterscheiden. Ein Stellvertreter, der in die dreidimensional gestaltete Dynamik eines ihm fremden Systems gestellt wird, kann dort kraft seiner eigenen als Matrix gespeicherten Erfahrung eines Konflikt-Lösungs-Zustandes unabhängig von den dort geltenden sozialen Regeln intuitiv wahrnehmen, was eine mehr oder weniger lösungsnahe Position und Konstellation ausmacht. Damit kann er sich nicht nur in die Position des durch ihn Stellvertretenen, sondern auch in die Position der anderen Stellvertreter einfühlen. Die Leitfrage hierbei ist wie auch in jedem „realen“ Beziehungssystem: *Wie muss ich und müssen die anderen stehen, damit dieser Lösungszustand, also die ausgewogene*

Berücksichtigung der beiden Grundbedürfnisse nach Bindung und Wachstum, ermöglicht wird – das heißt für jeden genügend Bindung und genügend Raum vorhanden ist?

Albrecht Mahrs Begriff vom „Beziehungsorgan“ hätte hier seine Entsprechung – beziehungsweise die Erkenntnis, dass im Aufstellungsprozess die genannte Urerfahrung aktiviert wird, wir also mit einem sehr frühen Entwicklungsteil kooperieren, der uns wie ein Beziehungsorgan leiten kann. Aufstellungsarbeit dient dann immer wieder inhaltlich und strukturell der Ausgleichsbewegung zwischen den beiden Komponenten der Ursprungsspannung Bindung-Autonomie und dem darin enthaltenen kreativen Lösungs- und Wachstumspotenzial, und zwar auf eine Weise, die sprachlichen Zugangsweisen überlegen ist.

Denkt man von hier aus weiter, so gälte es zu überprüfen, ob diese räumlichen Matrixen universellen Charakter haben, also ähnlich den jungschen Archetypen generalisierbar sind. Dann ließe sich in etwa die Gestalt von Lösungskonstellationen voraussagen und vielleicht sogar anhand der Freiheitsgrade und Grade an Kollektivität berechnen. Auf der Basis von der Logik entnommenen Konzepten haben Varga v. Kibéd und Sparrer dies im Rahmen der von ihnen entwickelten Aufstellungs-Grammatik bereits versucht (2000, S. 197–198). Hellinger hätte dann die „Ordnungen der Liebe“ mithilfe der Reflexion pränataler menschlicher Erfahrungen der Stellvertreterinnen gefunden, und auch Schlöters Hypothese von der „Raumsprache“ wäre bestätigt. Alle bisherigen Modelle könnten in Experimenten wissenschaftlich (weiter) überprüft werden.

Der Grad des individuellen Zugangs zu dem in der intuitiven Basismatrix repräsentierten Persönlichkeitskern stellt möglicherweise auch eine der maßgeblichen Grundlagen von Resilienz dar, der Fähigkeit des Organismus, sich selbst in Richtung Gesundheit zu regulieren. Demnach wäre naheliegend, dass ein Ziel von psychotherapeutisch genutzter Aufstellungsarbeit die (Wieder-)Herstellung der Verbindung zu diesem pränatalen „gesunden“ Erfahrungskern als maximale und (fast) allen Menschen innewohnende Ressource sein sollte.

Die repräsentierende Wahrnehmung von Körpersymptomen bei der Aufstellungsarbeit als Ausdruck der Aktivierung der intuitiven Basismatrix – Das Konzept der somatischen Marker

Alle wiederholt gemachten Erfahrungen von Wohlbefinden oder Unwohlsein und die damit einhergehenden körperlichen Veränderungen werden aneinander gekoppelt. Solche Kopplungen äußern sich später als unbewusste, simultan mit den entsprechenden Emotionen verbundene Körperreaktionsmuster. Körperliches und emotionales Erleben werden also neuronal zu einem komplexen Muster integriert, das dem Organismus in dieser Integration gleichsam

als Erfahrungskondensat abrufbar zur Verfügung steht. Damasio hat sich mit diesen an körperliche Reaktionen gekoppelten emotionalen Mustern befasst und die mit bestimmten Gefühlen einhergehenden Körperreaktionen „somatische Marker“ genannt. Er erkannte, dass sie im Organismus immer dann wieder auftauchen beziehungsweise ausgelöst werden, wenn eine gegenwärtig erlebte Situation einer gespeicherten Erfahrung ähnelt. Mit ihrer körperlich-emotionalen Erlebensqualität dienen sie dem Organismus als Signalgeber beziehungsweise dem Verstand als vorbewusste Orientierungshilfen in Entscheidungssituationen. Dem Bewusstsein sind sie nur zugänglich durch bewusstes Innehalten und Fokussieren – zum Beispiel durch die Konzentration auf das sogenannte „Bauchgefühl“.

Es ist davon auszugehen, dass ständig wiederholte Erfahrungen wie zum Beispiel die eines Ausschlusses aus dem Bezugssystem oder die einer übermäßigen Betonung entweder von Bindungs- oder von Autonomiebedürfnissen innerhalb des Bezugssystems bei den meisten Menschen, die sie erleben, über die Aktivierung der früh geformten intuitiven Matrix auch zur Aktivierung solcher somatischen Marker führen. Systemisch betrachtet werden diese Marker durch die spezifische Position im Bezugssystem und dessen Konstellation aktiviert. Mit dieser Aktivierung gehen dann die damit verbundenen körperlich-emotionalen Reaktionen in Form der Aktivierung bestimmter somatischer Marker einher.

Beispiel

Ein Familienmitglied wird als „schwarzes Schaf“ immer wieder ausgegrenzt. Die Erfahrung der Ausgrenzung führt zu einer Verknüpfung der durch die Ausgrenzung ausgelösten Emotionen mit körperlichen Reaktionen wie zum Beispiel dem Gefühl von Angst mit der Veränderung von Pulsfrequenz. Wird diese Erfahrung häufig wiederholt, wird die damit zusammenhängende Reaktion als neuronale Kopplung an einen somatischen Marker neuronal gespeichert. Sobald der Mensch in eine Situation kommt, die ähnliche Bedingungen aufweist wie die der familiären Ausgrenzung, beginnt die entsprechende neuronale Struktur zu feuern – der somatische Marker wird wieder aktiviert, ein unbewusstes Gefühl von Angst entsteht, begleitet von körperlichen Symptomen, zum Beispiel Erhöhung der Pulsfrequenz. Die spezielle Kombination der Reaktionen signalisiert dem Bewussten, dass hier die Gefahr von Ausgrenzung besteht. Nun kann das Bewusstsein sich in seinen weiteren Entscheidungsprozessen entsprechend ausrichten: Die Signale der somatischen Marker können zur Veränderung der Situation durch bewusste Einflussnahme umgesetzt werden – oder auch unter Bedingungen von Abhängigkeit oder Ohnmacht in unbewusste Abwehr der emotionalen Qualität von Angst durch Ignorieren oder Dissoziieren. Möglicherweise führt in diesem Fall die ständige

Aktivierung dieses somatischen Markers bei diesem Familienmitglied zu einer massiven Störung der betreffenden Regelkreise, die sich zum Beispiel als Bluthochdruck äußert. Grundlage von Aufstellungsarbeit ist die Übertragung des Beziehungsgefüges eines Systems auf die dreidimensionale Raumebene. Entsprechend dem Konzept der somatischen Marker sind mit den einzelnen Positionen innerhalb der Systemkonstellation dann auch die impliziten körperlich-emotionalen Erfahrungen verbunden, die zu dem in der Position befindlichen Systemmitglied gehören. Es liegt also nahe, dass die Position mit Emotion und Körpergefühl gekoppelt ist. Steht nun in einer Aufstellung ein Stellvertreter an der entsprechenden Position in der Systemkonstellation, dann treten auch bei ihm die somatischen Marker in Erscheinung: Er fühlt auf der körperlich-emotionalen Ebene das, was der durch ihn Vertretene in dieser Position fühlt – und was auch jede andere Person, die sich an diesem Platz befände, fühlen würde.

Im Falle des oben skizzierten Beispiels würde der Stellvertreter in einer Aufstellung dieses Familiensystems also auch die körperlichen Symptome von Bluthochdruck empfinden – möglicherweise verbunden mit einem gewissen Grad an Angstgefühlen.

Wir können also auch bei den somatischen Markern von einer Art *Grundmuster der Körperreaktionen auf bestimmte systemische Konstellationen und ihre emotionale Besetzung* sprechen.

Die intuitive Basismatrix steht uns wie ein generelles räumliches Orientierungsorgan für „richtig“ und „falsch“ in Beziehungsgefügen zur Verfügung, und vermittelt uns auf der körperlichen Ebene Informationen über die Qualität von Emotionen, die durch Störungen des Fließgleichgewichts zwischen Bindungs- und Autonomiebedürfnis ausgelöst werden. Die damit einhergehende Aktivierung somatischer Marker ist Ausdruck einer intuitiv erfassten Störung des jeweiligen Beziehungssystems.

Implikationen für den psychotherapeutischen Nutzen von Aufstellungen – Räumliche Matrix, Authentizität und bewusste Selbstwahrnehmung

Systemaufstellungen können durch diese besondere Zugangsweise zu frühestem neuronal gespeichertem „Wissen“ eine umfassende Bereicherung für psychotherapeutische Arbeit sein, unabhängig von der jeweiligen Schule:

- Bis auf wenige Ausnahmen verfügen alle Menschen über die Ressource der räumlichen Basismatrix, auch wenn sie nur den wenigsten bewusst zugänglich ist. Die Nutzung der räumlichen Dimension in Systemaufstellungen bietet die Möglichkeit, die Resonanz mit dieser Ressource (wieder-)herzustellen.
- Die Funktion der Stellvertretung mit der damit verbundenen Aktivierung der repräsentierenden Wahrnehmung bietet Stellvertreterin und Protagonistin gleichermaßen

eine einzigartige Möglichkeit der Wiederbelebung des durch Sozialisierung, psychische Verletzungen und Traumata verschütteten Zugangs zur intuitiven Basismatrix, also der eigenen frühen Erfahrung von „Richtigsein“ im Fließgleichgewicht zwischen Bindung und Autonomie.

- Der Zugang zur Basismatrix, zum inneren „gesunden“ Persönlichkeitskern wird häufig erlebt wie eine Verstärkung der eigenen Authentizität (vgl. auch „Implikationen für Leitung“ weiter unten).
- Häufig praktiziert, kann der Prozess des Erlebens von repräsentierender Wahrnehmung einen Trainingseffekt bewirken – mit den damit einhergehenden neuronalen Umstrukturierungen. Das Vertrauen in die Selbstwahrnehmung lässt sich auf diese Weise ebenso festigen und stärken wie das Gespür für die Authentizität eigener Bedürfnisse und Emotionen – und die anderer.
- Ebenso kann die mit der repräsentierenden Wahrnehmung einhergehende Fokussierung innerer emotional-körperlicher Vorgänge zur generell stärkeren Bewusstwerdung dieser somatischen Marker führen. Damit erhöht sich für die Wahrnehmenden die Chance einer Sensibilisierung für solche Prozesse im eigenen Organismus auch außerhalb der Aufstellungssituation im Alltag. Ein stärkeres Bewusstsein für die durch Körpersignale und Emotionen jeweils geförderte oder gefährdete individuelle Befindlichkeit dient einer wachsenden Selbstfürsorge.
- Im Gruppensetting durchgeführte Aufstellungsarbeit begünstigt ebenfalls die Reaktivierung der in der intuitiven Basismatrix repräsentierten frühen Erfahrung von ausgewogenem Fließgleichgewicht zwischen Bindung und Autonomie/Wachstum. Die Funktionen von strukturierender Leitung und der im Außenkreis anwesenden Gruppe bilden den sicheren Rahmen für die Entwicklung der im Innenkreis stattfindenden Beziehungsprozesse. Dieser Rahmen ähnelt zudem der frühen intrauterinen Situation durch die in ihm enthaltenen Qualitäten des Fließgleichgewichts zwischen Bindung und Autonomie.

Implikationen für die Leitung von Aufstellungen – Räumliche Matrix, Authentizität und Metaebene

Für die Leitung von Aufstellungen bestätigt sich auf dem Hintergrund der vorausgehenden Erörterungen die Trendwende der letzten Jahre: Die Aufstellerin weiß nicht, wie die Lösung aussieht, sondern sie ermöglicht, begleitet und schützt die Entfaltung der Matrizes der Stellvertreter und das Finden eines gemeinsamen Nenners dieser Matrizes. In Aufstellungen findet also ein Prozess der Selbstorganisation statt, basierend auf der verbindenden Ähnlichkeit der Matrizes der Stellvertreter. Die Aufgabe der Aufstellungsleiterin besteht unter anderem darin, dominante Eigenanteile aus der eigenen Sozialisation bei sich selbst und bei den Stellvertretern zu beschränken, um den Kanal zur Basismatrix freizulegen und zu halten. Die oft zitierte leere Mitte ist in dieser Betrachtungsweise keinesfalls leer – sie ist ledig-

lich weder bildlich noch sprachlich, sondern primär körperlich-räumlich repräsentiert. Es geht also vornehmlich darum, den zu ihr führenden Kanal zu leeren und den Körperempfindungen im doppelten Sinne Raum zu geben – Raum im Sinne von Zeit und Raum im Sinne von Gelegenheit, um sich räumlich in der Wahrnehmung der Stellvertreterinnen auszudrücken. – Die Leiterin sichert darüber hinaus den Rahmen, sorgt für stabile Grenzen und Containment in der anwesenden Gruppe. Wenn sie eingreift, dann bietet sie im Dialog zwischen der eigenen Matrix sowie eigenen gesammelten Erfahrungen und denen der Stellvertreterinnen Wahlmöglichkeiten an, lädt ein zum Experimentieren und vermeidet Störungen des systemischen Suchprozesses. Dazu nimmt sie Verbindung auf zur eigenen Basismatrix – und damit im Sinne der Ähnlichkeit dieser Erfahrungen auch zu denen der anderen am Prozess Beteiligten. Sie übernimmt damit ebenfalls eine Stellvertretung, deren höherer Freiheitsgrad an Beweglichkeit zwischen den Zuständen der emotionalen Bezogenheit und denen der distanzierten Metaebene ihre Position von der der anderen Stellvertreter unterscheidet.

Implikationen für die Ausbildung von AufstellerInnen – Bindung als Voraussetzung von Lern- und Veränderungsprozessen

Aus entwicklungsneurobiologischer Sicht erscheint die Aufstellungsarbeit – wie andere Therapie- und pädagogische Verfahren auch – nur unter bestimmten Bedingungen lern- oder lehrbar, weil Ausübende für eine wirkungsvolle Anwendung über wesentlich mehr verfügen müssen als nur über die Technik. Es bedarf wie zum Beispiel auch beim Festhalten nach J. Prekop großer emotionaler Erfahrung und Authentizität, ja sogar einer Form von Liebe („pädagogischem Eros“), um diese Methode nicht zu einer (re-)traumatisierenden Erfahrung der Unterwerfung unter das „Besserwissen“ der Experten, sondern zu Förderung von Veränderungs- und Lernprozessen zu nutzen. Ohne diese Voraussetzungen wirken Aufstellungsarbeit und ähnliche Verfahren eher schädigend als hilfreich. Auch diese Einschätzung begründet sich aus neurobiologischen Erkenntnissen über den Entwicklungsverlauf des menschlichen Gehirns und die Voraussetzungen zum Gelingen von Lern- und Veränderungsprozessen:

Das kindliche Gehirn entwickelt sich anfangs, determiniert von körperlichen Prozessen, sozusagen aus sich selbst heraus, selbstorganisiert, selbstreferenziell und eigendynamisch. Danach spielt bei der weiteren Strukturierung der Reizflut, mit der es konfrontiert wird – noch vor dem Erlernen der Sprache – die Qualität der *Bindung* und der emotionalen Aufladung der Beziehung zur Bezugsperson die bedeutende Rolle für sein weiteres Wachstum. Die Strukturierung des kindlichen Gehirns wird also im Wesentlichen organisiert durch die emotionale Aufladung, das heißt die emotionale Eindeutigkeit, Intensität beziehungsweise Authentizität der Signale des Interaktionspartners. Aus diesem Grund sind sinn- beziehungsweise emotionsleere Rit-

uale, Regeln und Techniken für die Entwicklung des Gehirns und die damit verbundenen Lernprozesse kontraproduktiv. Der entscheidende Faktor zur Erzeugung der für die Weiterentwicklung notwendigen emotionalen Resonanz ist vielmehr die *Inspiration*, die der vermittelnde Interaktionspartner beim „empfangenden“ Kind beziehungsweise beim erwachsenen Patienten auslösen kann. Dieser interaktiven Fähigkeit liegt sowohl die emotionale Qualität der eigenen Bindungserfahrungen wie auch der Grad der emotionalen Verarbeitung von Lebenserfahrungen zugrunde. Deshalb kann der Einsatz einer pädagogischen oder psychotherapeutischen Technik allein ohne einen bedeutend hohen Grad an emotionaler Bezogenheit und Bindung zum Kind oder Patienten zu keiner nennenswerten Veränderung beziehungsweise zu keinem Lernzuwachs führen, das heißt, ohne den unspezifischen Wirkfaktor der emotionalen Beteiligung des Therapeuten gibt es keinen Fortschritt im Therapieprozess (vgl. Untersuchung der Wirkfaktoren von Psychotherapie von B. E. Wampold 2001). Gleiche Prämissen gelten für die Ausbildung in einem Verfahren wie der Aufstellungsarbeit. Es stellt sich die Frage nach den Rahmenbedingungen, unter denen die genannte emotionale Bezogenheit während einer solchen Ausbildung lern- und lehrbar ist. A. Mahr (A. Mahr 1998/2002) hat wiederholt darauf hingewiesen, dass es außer einer mehrjährigen strukturierten Ausbildung auch der Erreichung der Lebensmitte bedürfe, um Zugang zum notwendigen Grad an emotionaler Verarbeitung eigener Erfahrungen und damit verbunden Reflexionsfähigkeit des eigenen Tuns zu gewährleisten.

Dieser Reifungsprozess erscheint durchaus förderbar in Phasen der Selbsterfahrung, wie sie zu jedem seriösen psychotherapeutischen Ausbildungsverfahren gehören. Diese können die Chance zur Erweiterung der Beziehungsfähigkeit und emotionalen Resonanz erhöhen, da dort der Rahmen für emotionales Wachstum in Verbindung mit Bindungserfahrung gegeben ist. Die in diesem Rahmen und in sukzessiven Supervisionsprozessen stattfindende Selbstreflexion führt dort zu einer Bewusstwerdung von Emotionen und deren Integration als Teil des eigenen Lebensverlaufs und Selbst-Verständnisses, wo sie vorher verdrängt oder dissoziiert waren. Mit der Zustimmung zu und wachsenden emotionalen Verbundenheit mit sich selbst wächst auch die Fähigkeit zu emotionaler Verbundenheit mit anderen. Ebenso wächst der Zugang zur eigenen Lösungsmatrix und damit auch die Zugangsbereitschaft zu der Lösungsmatrix anderer. Solche Erfahrungen sind jedoch, wie zu betonen ist, durchaus nicht therapeutischen Settings vorbehalten. Vielmehr werden sie auch oder sogar eher noch im „untherapeutischen“ Rahmen unterstützt wie zum Beispiel einem zenbuddhistischen Training. Der Fokus der Arbeit mit dem Zen-Meister liegt in der desillusionierenden Konfrontation mit allem angelernten und sozialisierten Wissen zugunsten einer Schärfung des Gespürs für die darunterliegende Essenz der eigenen Existenz, also einem radikalen Training in Authentizität.

Die jüngst formulierten Weiterbildungsrichtlinien der DGfS stellen, wie alle solche Standards, lediglich einen Rahmen dar. Im günstigsten Fall ermöglicht dieser außer der Berücksichtigung von Bindungsqualität und emotionaler Bearbeitung eigener Lebenserfahrungen auch den Zugang zur eigenen Lösungs- und Raummatrix sowie zu den eigenen somatischen Markern, Sensibilität für ein ausgewogenes Verhältnis von Bindung und Wachstum, Schutz und Konfrontation. Im Hinblick auf die Bedeutung von emotionaler Bindungsqualität für Lernprozesse sind Ausbildungsgruppen mit fester Gruppenzusammensetzung sowie mit einer Bezugsperson für den gesamten Verlauf der Ausbildungszeit sicher einem „Ausbilder-Hopping“ vorzuziehen. Dabei sollte jedoch gleichzeitig genügend Freiraum zum Ausprobieren eigener Erfahrungen, zum „Fremdgehen“ beziehungsweise für „Wanderjahre“ bei anderen Ausbildern vorgesehen sein. Die Ausbilderin ermutigt damit zur Integration von Wachstum und Autonomie.

Schlussbemerkung

In Versuchen, die Wirkweise von Aufstellungsphänomenen zu erklären, wird häufig der von Albrecht Mahr geprägte Begriff des „wissenden Feldes“ benutzt. Betrachtet man diese Phänomene aus der hier beschriebenen entwicklungsneurobiologischen Sicht, so könnte dieser Begriff etwas entmystifiziert übersetzt werden als die Summe der Wirkungen weitgehend unbewusster, dennoch universell wirksamer frühesten Erfahrungen, die allen Menschen gemeinsam sind, verankert in neuronalen Matrices und somatischen Markern, die alle Menschen „sprechen“ und „verstehen“ können. Das Wunder des genialen Designs der Natur ist dadurch nicht weniger eines – aber sicherlich in dieser Form einem naturwissenschaftlichen Diskurs eher zugänglich.



Freda Eidmann ist Diplom-Pädagogin, Psychotherapeutin und Supervisorin (SG, DGfS, TP). Seit 1995 Aufstellungspraxis mit Entwicklung eines eigenen Konzepts der Integration von hypnosystemischen, tiefenpsychologischen und phänomenologischen Methoden. Lehrtherapeutin am eigenen Ausbildungsinstitut und Mitglied der Weiterbildungskommission DGfS. Zen-Schülerin, Fotografin.

www.isa-hannover.de



Prof. Dr. Gerald Hüther ist Neurobiologe und leitet die Zentralstelle für Neurobiologische Präventionsforschung der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen und des Instituts für Public Health der Universität Mannheim/Heidelberg. Wissenschaftlich befasst er sich mit dem Einfluss früher Erfahrungen auf die Hirnentwicklung, mit den Auswirkungen von Angst und Stress und der Bedeutung emotionaler Reaktionen. Er ist Autor zahlreicher wissenschaftlicher Publikationen und populärwissenschaftlicher Darstellungen (Sachbuchautor).

Literatur

- Brisch, Karl-Heinz; Grossmann, K. E.; Grossmann, K.; Köhler, L. (Hg) (2002a): Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention und klinische Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta
- Damásio, António R. (2004): Ich fühle, also bin ich – Die Entschlüsselung des Bewusstseins, München: List
- (1994): Descartes' Irrtum – Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn, München: List
- Hüther, G.; Krens, I. (2005): Das Geheimnis der ersten neun Monate. Düsseldorf: Walter
- Levine, Peter (1998): Trauma-Heilung. Das Erwachen des Tigers. Unsere Fähigkeit, traumatische Erfahrungen zu transformieren. Essen: Synthesis
- Liedloff, Jean (1991): Auf der Suche nach dem verlorenen Glück: Gegen die Zerstörung unserer Glücksfähigkeit in der frühen Kindheit. München: Beck
- Mahr, Albrecht (1998): Die Weisheit kommt nicht zu den Faulen. Vom Geführtwerden und von der Technik in Familienaufstellungen. In: Weber, Gunthard (Hrsg.): Praxis des Familienstellens. Heidelberg: Carl-Auer Verlag
- (2002): Überlegungen zur Weiterbildung im Familien-Stellen und die Rolle der IAG, in: Praxis der Systemaufstellung, München: IAG
- Schlötter, Peter: Vertraute Sprache und ihre Entdeckung. Forschungsprojekt: Systemische Aufstellungen auf dem Prüfstand. Heidelberg: Carl-Auer Verlag
- Storch, Maja; Cantieni, Benita; Hüther, Gerald; Tschacher, Wolfgang (2006): Embodiment. Die Wechselwirkung von Körper und Psyche verstehen und nutzen. Bern: Huber
- Varga von Kibéd, Matthias; Sparrer, Insa (2000/2005): Ganz im Gegenteil: Tetralemmaarbeit und andere Grundformen systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen. Heidelberg: Carl-Auer Verlag
- Wampold, Bruce E. (2001): The great Psychotherapy Debate. Models, Methods and Findings. Lawrence Erlbaum Associates, Mahwah, NJ/London, zitiert nach: Michael B. Buchholz, Sigmund Freud hätte sich gefreut. Psyche 07/2003
- Watkins, John G.; Watkins, Helen H. (2003): Ego-States – Theorie und Therapie. Heidelberg: Carl-Auer Verlag